Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift

Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz

Band: 91 (2020)

Heft: 5: Freundschaft : eine sinnstiftende Beziehung

Artikel: Die Gestaltung von Beziehungen spielt im Fachkonzept Sozialraum eine zentrale Rolle : "Es ist wichtig, dass das Hilfesystem informelle Beziehungen ermöglicht"

Autor: Seifert, Elisabeth / Reutlinger, Christian

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1032710

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Gestaltung von Beziehungen spielt im Fachkonzept Sozialraum eine zentrale Rolle

«Es ist wichtig, dass das Hilfesystem informelle Beziehungen ermöglicht»

Das Fachkonzept Sozialraum will Menschen, die auf Unterstützung angewiesen sind, zu einem selbstbestimmten Leben befähigen. Für den Sozialraumexperten Christian Reutlinger* sind dafür neben Beziehungen zu Fachpersonen oder Angehörigen auch Freundschaften wichtig.

Interview: Elisabeth Seifert

Welche Bedeutung haben Beziehungen innerhalb des Konzepts der Sozialraumorientierung?

Christian Reutlinger: Beziehungen haben eine zentrale Bedeutung. In unserem St. Galler Modell zur Gestaltung des Sozialraums reden wir in diesem Zusammenhang von der Gestaltung des Sozialen. Wir haben es im Sozialraum ja immer mit Menschen zu tun, und Menschen sind eingebunden in soziale Zusammenhänge. Bei der Gestaltung des Sozialen geht es wesentlich darum, in der Zusammenarbeit mit Menschen solidarische und nachbarschaftliche Unterstützungssysteme zu schaffen. Zu diesem Zweck müssen nicht nur die Beziehungen zwischen den Menschen berücksichtigt werden, sondern auch ihr Beziehungsumfeld sowie ihre grundsätzlichen Vorstellungen vom Sozialen, also wie die Menschen soziale Beziehungen erleben. Neben der Gestaltung des Sozialen kennt das St. Galler Modell zwei weitere Ebenen: die organisatorischen Rahmenbedingungen und die physisch-materielle Umwelt. Das Ziel besteht letztlich darin, alle drei sozialräumlichen Gestaltungsebenen zu verknüpfen, um die Menschen zu einem selbstgestalteten Leben zu ermächtigen.

«Vulnerable Menschen sind eingebunden in Beziehungen mit unterschiedlichen Bezugspersonen.»

Wie verorten Sie die Beziehung zwischen zwei Menschen innerhalb der Gestaltung des Sozialen?

Der Fokus der Beziehungsgestaltung liegt vielfach auf der Beziehung zwischen zwei Menschen. Solche Beziehungen, sowohl mit professionellen als auch mit nicht-professionellen Bezugspersonen, sollen helfen, einen gelingenden Alltag zu gestalten, sodass Menschen mit bestimmten Problemlagen ein weniger abhängiges, möglichst selbstbestimmtes Leben haben können. Damit dies gelingen kann, muss man neben der Beziehung zwischen zwei Menschen aber auch den sozialen Kontext berücksichtigen.

Es geht darum, den einzelnen Menschen in seinem ganzen komplexen Beziehungsgefüge zu erkennen?

In der Geschichte der Sozialen Arbeit wechseln sich immer wieder zwei Perspektiven ab. Einmal wird propagiert, sich ganz auf das Individuum zu konzentrieren, auf seine spezifischen Problemlagen, und diese mittels einer direkten, personenbezogenen Hilfe zu verändern. Und dann gibt es Phasen, wo die Perspektive auf die Gestaltung des Umfelds gesetzt wird. Danach wechselt es wieder. Aus meiner Sicht wäre es jedoch zielführender, nicht von einem Entweder-oder, sondern von einem Sowohl-als-auch auszugehen. Der einzelne Mensch ist immer Teil einer Familie, einer Nachbarschaft, einer ganzen Gesellschaft. Wenn man die einzelne Person in ihrem Handeln und Denken verstehen will, dann muss man

*Christian Reutlinger, Prof. Dr. habil., 48, ist Sozialgeograf und Erziehungswissenschafter. Er leitet das Institut für Soziale Arbeit und Räume der Fachhochschule St. Gallen und ist verantwortlich für den interdisziplinären Forschungsschwerpunkt «Soziale Räume».

auch ihr Umfeld mit einbeziehen, alle ihre sozialen Beziehungen. Dadurch werden auch weitere Ressourcen sichtbar, die man in der Beziehungsgestaltung nutzen kann.

Die Gestaltung des Sozialen im Sozialraum ist stark auf das Individuum und sein näheres und weiteres Beziehungsumfeld ausgerichtet?
Das Individuum und sein Beziehungsumfeld spielen eine zentrale Rolle, aber wichtig scheint mir, dass die Gestaltung des Sozialen nicht beim Kleinen, Personenbezogenen stehenbleibt, bei der Beziehung zwischen zwei Menschen oder der Berücksichtigung des Beziehungsumfelds einer Person. Es muss vielmehr immer auch um die grossen gesellschaftlichen Fragestellungen gehen. Bei der Gestaltung des Sozialen müssen wir immer wieder unsere eigenen gesellschaftlichen Werte reflektieren, die Verteilung von Positionen und Ressourcen, unsere Vorstellungen von Teilhabe an der Gesellschaft. Es geht beim Sozialen also nicht nur um Fragen der Gemeinschaft, sondern immer auch um Fragen der Gesellschaft. Wie stehen wir zum Beispiel zur Inklusion von Menschen mit Beeinträchtigung? Die übergeordneten gesellschaftlichen Strukturen und Vorstellungen haben einen grossen Einfluss darauf, wie wir unsere Beziehungen gestalten. Und umgekehrt können wir mit der Art der Beziehungsgestaltung im Sozialraum die bestehenden gesellschaftlichen Strukturen und Vorstellungen auch ein Stück weit beeinflussen, eine gesellschaftliche Vision entwickeln.

«In einer Freundschaft begegnet man Menschen auf einer nicht funktionsbezogenen Ebene.»

Kommen wir zurück zur Gestaltung unterstützender Beziehungen: Dabei geht es sowohl um Beziehungen mit Profis als auch mit Angehörigen, Nachbarn, Freiwilligen, Bekannten und Freundinnen?
Die ganze Bandbreite ist von Bedeutung. Wenn man als einzelne Person, sei dies als Fachperson, Angehörige oder Freiwilliger, einem Menschen Unterstützung bietet, dann entwickelt man rasch einen Tunnelblick, man wird betriebsblind. Ein vulnerabler Mensch ist, wie gesagt, immer eingebunden in Beziehungen mit ganz unterschiedlichen Bezugspersonen aus dem professionellen Bereich und aus dem nicht-professionellen Bereich. All diese Beziehungen gilt es zu berücksichtigen. Nehmen wir ein Beispiel aus dem Bereich Kinder und Jugendliche: Bezugspersonen sind neben den Eltern auch Lehrpersonen, Schulkolleginnen, Freundinnen und Freunde, Therapeutinnen oder Schulsozialarbeitende. Da entsteht ein sehr komplexes Beziehungssystem. Dieses Netzwerk gilt es zu erschliessen und zu überblicken, um bei bestimmten Problemlagen unterstützend wirken zu können.

Welchen Stellenwert haben Freundschaften innerhalb der sozialräumlichen Beziehungsgestaltung?
Freundschaften, also Beziehungen zu Menschen, die nicht zur Familie oder zum professionellen Hilfesystem gehören, sind wichtige Ressourcen. Es geht hier um eine andere Art von Beziehung, die andere Perspektiven eröffnet. Die Abhängigkeit innerhalb eines Familiensystems kann förderlich, aber auch hinderlich sein. Wir stecken hier oft in Beziehungsmustern fest, aus denen es schwierig ist auszubrechen. Die Beziehung mit einer Fachperson wiederum ist durch eine gewisse Asymmetrie gekennzeichnet, da die in dieser Beziehung stehenden Personen eine bestimmte Rolle einnehmen. Im professionellen Selbstverständnis ist es auch wichtig, in dieser Rolle zu bleiben und eine gewisse Distanz zu wahren. Innerhalb einer Freundschaft hingegen begegnet man Menschen auf einer nicht funktionsbezogenen Ebene. Freundschaften sind symmetrische Beziehungen, wo jeder für den anderen von Bedeutung ist, man gibt und nimmt. Nicht die Rolle einer Person ist entscheidend, sondern die Person als Person, was für die Beteiligten eine erfüllende, bereichernde Erfahrung ist. >>

Christian Reutlinger in seinem St. Galler Büro: «Freundschaften sind symmetrische Beziehungen.» Foto: esf

Lassen sich Freundschaften bewusst gestalten? Es geht hier ja doch um eine sehr persönliche Ebene …
In unseren Untersuchungen zum sozialen Nahraum und zu den Beziehungen in diesem Nahraum stellen wir fest, wie wichtig es für Menschen ist, dass sie eine gemeinsame Geschichte haben, gemeinsame Erlebnisse teilen. Für eine bereichernde Beziehung, eine Freundschaft, braucht es gemeinsame Momente. Wir können von aussen solche Beziehungen nur ermöglichen, gelebt werden müssen sie von den Menschen selber. Während unseres ganzen Lebens treffen wir im Rahmen unterschiedlichster Aktivitäten auf Menschen, von denen einige zu Freunden werden, die uns über kürzere oder längere Zeit begleiten, zu anderen Menschen verlieren wir den Kontakt. Je eingeschränkter der Bewegungsspielraum einer Person ist, desto schwieriger wird es, andere Menschen kennenzulernen. Umso wichtiger ist es da, dass das Hilfesystem Beziehungsmöglichkeiten anbietet, von denen einige dann zu Freundschaften werden können.

Sie sprechen hier die professionalisierte Nachbarschaftshilfe an oder auch die Idee der Caring Community, wo es um unterstützende informelle Beziehungen geht, die zu Freundschaften werden können?
Es gibt derzeit viele Initiativen, die versuchen, Netzwerke zu kreieren, in denen unterstützende informelle Beziehungen gefördert werden. Neben der Ermöglichung bereichernder Beziehung zwischen zwei Menschen geht es dabei auch darum, in einer Siedlung, einem Quartier oder einer Region ein Wir-Gefühl zu konstruieren. Die unterschiedlichsten Arten von Menschen, ob mit oder ohne direkten Unterstützungsbedarf, sollen sich als Teil der Gemeinschaft, der Gesellschaft wahrnehmen können. Es geht um die Idee der Solidarität. Gerade jetzt während der Corona-Krise wird die gesellschaftliche Solidarität besonders stark bedient, was durchaus auch problematische Seiten hat. Damit verbunden ist die Gefahr einer Verwässerung. Der Begriff «Solidarität» wird derzeit für die unterschiedlichsten Zusammenhänge verwendet, für die Forderung nach finanzieller Unterstützung, die Hilfe für Nachbar*innen, aber auch für die Einhaltung von Hygienemassnahmen und Distanzregeln.

«Alle Arten von Menschen sollen sich als Teil der Gemeinschaft wahrnehmen.»

Könnte die aktuelle Erfahrung der Krisenanfälligkeit unserer Gesellschaft aber nicht tatsächlich dazu führen, dass wir näher zusammenrücken?
Organisationen für Nachbarschaftshilfe erhalten derzeit sehr viele Anfragen von Freiwilligen, die für betagte Menschen einkaufen gehen wollen. In den vergangenen Jahrzehnten gab es allerdings immer wieder Wellen der Solidarität, die dann aber auch sehr schnell abebbten, sobald das Ereignis, das alle zusammengeschweisst hat, vorbei war. Vor rund 20 Jahren fand in Ostdeutschland mit der Elb-Flut ein Jahrhundert-Hochwasser statt. Die Menschen haben einander geholfen und unterstützt, wo es nur ging. Sobald die Schäden behoben waren, verflog dieser Gemeinschaftssinn schnell wieder.

Die Schwierigkeit besteht offenbar darin, eine solche Solidarität nachhaltig zu gestalten?
Ob das möglich ist, ist für mich eine entscheidende Frage. Es ist äusserst spannend, dieses aktuelle Engagement zu beobachten. Junge Menschen gehen für Ältere einkaufen, man kümmert sich in der Nachbarschaft ganz generell mehr umeinander. Interessant ist dabei, was sich im Verhältnis der Generationen abspielt: Ältere Freiwillige, die selbst zur Risikogruppe gehören, werden abgelöst durch jüngere Menschen. Die Frage ist aber eben, wie nachhaltig das sein wird. Die Gefahr besteht, dass nach der Krise diese Jungen wieder durch ihren normalen Alltag absorbiert sind und die älteren Freiwilligen wegbleiben. Spannend ist für mich derzeit vor allem, dass die Idee der Nachbarschaftshilfe in der Mitte der Gesellschaft angekommen ist und nicht einfach nur etwas ist, das einen kleinen Teil der Gesellschaft betrifft.

In unserer globalisierten, anonym gewordenen Gesellschaft sehnen sich offenbar viele Menschen nach Nähe und Gemeinschaft?
In der modernen Gesellschaft erleben wir eine grosse räumliche und soziale Mobilität der Menschen. Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Region oder einer sozialen Gruppe ist über den Verlauf eines ganzen Lebens nicht mehr gegeben. Neben vielen Chancen bringt dies natürlich auch negative Folgen mit sich, kann zu Entwurzelung führen, zu Heimatlosigkeit. Betroffen davon sind besonders auch fragile Menschen. Mit der Idee des Sozialraums geht es darum, die Menschen wieder ein Stück weit zu verwurzeln, sie zu beheimaten und damit der Einsamkeit oder der Abhängigkeit vom professionellen Hilfesystem entgegenzuwirken. Die Gefahr besteht allerdings darin, dass das Sozialraum-Konzept dafür herhalten muss, sämtliche negativen Folgen unserer modernen Gesellschaft aufzufangen, was natürlich nicht möglich ist.

Wo stehen wir in der Schweiz mit der Schaffung von Beziehungsnetzwerken, die Menschen mit Unterstützungsbedarf ein möglichst selbstbestimmtes Leben ermöglichen?
Gerade im Bereich unterstützender informeller Beziehungen für Menschen im Alter sind wir in der Schweiz relativ weit. Das stelle ich immer wieder fest, wenn ich in anderen Ländern über unsere Projekte im Bereich der Nachbarschaftshilfe referiere. In den letzten Jahren sind in der Schweiz viele innovative Ideen erprobt und auch umgesetzt worden. Die Idee der Nachbarschaftshilfe gewinnt auch in der Integration von Migrantinnen und Migranten zunehmend an Bedeutung. Bei Menschen mit Beeinträchtigung sind die skandinavischen Länder weiter als wir. Im Unterschied zur Schweiz gehen diese Länder offener mit dem Thema Inklusion und Integration um. Beim Versuch, Modelle aus anderen Ländern in diesem Bereich bei uns umzusetzen, scheitert man oft an strukturellen Gegebenheiten. Einzelne Institutionen haben aber bereits viele interessante Ideen umgesetzt.

Welches sind zentrale Merkmale, damit Projekte im Bereich der Nachbarschaftshilfe gelingen können?
Entscheidend ist, dass die Erwartungshaltung an ein solches Projekt geklärt ist. Und zwar die Erwartungen der Initiierenden, der koordinierenden Fachpersonen und der Bewohnerinnen und Bewohner. Eine Schwierigkeit besteht etwa darin, dass

die Menschen, die in einem bestimmten Gebiet wohnen, ganz unterschiedliche Vorstellungen von Beziehungen und der Beziehungsgestaltung haben. Sie müssen für sich klären, welche Ziele die Nachbarschaftshilfe selbst in einer heterogenen Struktur der Bewohnerinnen und Bewohner erreichen kann. Auch die Initiantinnen und Initianten müssen sich über die Ziele einig werden, und sie müssen diese Ziele gegenüber den koordinierenden Fachpersonen transparent machen. Sobald diese Fragen geklärt sind, lassen sich spannende Erfahrungen machen. Wir stehen mit der professionalisierten Nachbarschaftshilfe erst am Anfang. Ich bin überzeugt, dass damit sehr viele Chancen verbunden sind.

Neben informellen Beziehungen sind vulnerable Menschen auf die Unterstützung von Profis im Bereich Pflege und Betreuung angewiesen. Das Wohn- und Pflegemodell 2030 von Curaviva Schweiz setzt auf ein Beziehungsnetzwerk mit Akteurinnen und Akteuren der Leistungserbringer und der Zivilgesellschaft rund um den betroffenen Menschen. Geht das Ihrer Meinung nach in die richtige Richtung?
Ein solches Modell geht sicher in die richtige Richtung. Die zentrale Herausforderung besteht allerdings darin, dass die vulnerablen Menschen auch tatsächlich ernst genommen werden. Und zwar in zweierlei Hinsicht. Zum einen mit ihren eigenen Vorstellungen und Wünschen, was die informellen sozialen Beziehungen betrifft. Man darf nicht etwas für sie konstruieren, das die betroffenen Menschen gar nicht wollen. Und zum anderen dürfen die vulnerablen Menschen auch nicht zu Empfängern professionell erbrachter Dienstleistungen werden, sie müssen auch in diesem Bereich als handelnde, selbstbestimmende Subjekte wahrgenommen werden. Der Einbezug der Zivilgesellschaft in das Hilfesystem darf zudem nicht als Sparmassnahme verstanden werden.

Eine grosse Herausforderung besteht sicher auch darin, die Akteure der Zivilgesellschaft und der Leistungserbringer im Dienst der vulnerablen Personen miteinander zu vernetzen?
In der Schweiz haben wir im Vergleich zu anderen Ländern ein stark ausdifferenziertes Sozial- und Gesundheitssystem mit entsprechend vielen Ressourcen. Da es so viele Akteure gibt, wird das Ziel einer ganzheitlichen Betreuung und Begleitung der Menschen mit Unterstützungsbedarf zu einer grossen Herausforderung. Damit das möglich wird, braucht es viel Austausch und Absprachen, etwa im Rahmen von runden Tischen und anderen bereichsübergreifenden Formen der Zusammenarbeit. Diese Zusammenarbeit ist schon in den einzelnen Teilbereichen schwierig, also etwa bei der Pflege und Betreuung im Alter, der Integration von Migrantinnen und Migranten, der Jugendarbeit oder im Bereich Bildung. In all diesen Teilbereichen sehe ich allerdings grosse Bemühungen um Vernetzung. Noch schwieriger wird es dann mit der Zusammenarbeit über all diese Bereiche hinweg.

Im Sozialraum würde es dabei gerade auch um die Zusammenarbeit dieser Bereiche gehen?
Es ist sehr interessant zu beobachten, wie die Sozialraum-Idee derzeit in vielen Bereichen rund um die Themen Soziales, Bildung und Gesundheit Beachtung findet. Es gibt aber kaum Initiativen, all diese Teilbereiche zusammenzubringen. Mit einer Zusammenarbeit über die einzelnen Teilbereiche hinweg könnten wir uns dabei viele Paralleldiskussionen ersparen und das Konzept des Sozialraums effektiver umsetzen. Weshalb wir das nicht schaffen, kann ich nicht wirklich schlüssig beantworten. Die unterschiedlichen Verwaltungsstrukturen und Finanzierungsmodalitäten spielen da sicher eine grosse Rolle. Hinzu kommt, dass dem Wunsch nach Kooperation die Konkurrenz der Akteure entgegensteht. ●

Profis bringen Nachbarinnen und Nachbarn zusammen

Innerhalb des Fachkonzepts der Sozialraumorientierung spielt die Schaffung nachbarschaftlicher Unterstützungssysteme eine wichtige Rolle. Mit der Förderung informeller Beziehungen geht es darum, Menschen in prekären Lebenssituationen zu unterstützen sowie in einer Siedlung, einem Quartier oder einer Region ein Wir-Gefühl zu konstruieren. Initiativen, Nachbarschaft professionell zu gestalten, sind bei unterschiedlichen Trägerschaften angesiedelt. Oft handelt es sich um die öffentliche Hand, aber auch Wohnbaugenossenschaften interessieren sich für solche Konzepte. Viele dieser Initiativen in der Schweiz fokussieren auf ältere Menschen.

Von der Age-Stiftung gefördert
Zahlreiche solcher Projekte, vor allem von Gemeinden und Städten, werden von der Age-Stiftung, die innovative Ideen rund um das Thema Wohnen und Älterwerden fördert, im Rahmen ihres Programms Socius unterstützt. Zehn Initiativen waren es im ersten Socius-Programm, das von 2014 bis 2018 dauerte. Eines der unterstützten Projekte war «Zuhause in der Nachbarschaft» der Stadt Bern (siehe Seite 28). Im März dieses Jahres startete ein zweites Programm zur Förderung von weiteren zehn Projekten. Die Age-Stiftung zielt beim Aufbau von Unterstützungssystemen für zuhause lebende ältere Menschen explizit auf die Zusammenarbeit von professionellen und nicht-professionellen Leistungsanbietern: von der Spitex über Altersorganisationen und Quartiervereinen bis hin zu Kirchgemeinden und freiwillig Engagierten.
Neben konkreten Initiativen finanziert die Age-Stiftung wissenschaftliche Untersuchungen in diesem Bereich. So etwa das Projekt «Nachbarschaft als Beruf – Stellen konzipieren, einführen und entwickeln» des Instituts Soziale Arbeit und Räume der FHS St. Gallen, das Anfang Jahr mit der Veröffentlichung eines Forschungsberichts abgeschlossen worden ist. Dieser richtet sich in erster Linie an Trägerschaften, die nachbarschaftsorientierte Stellen schaffen möchten, in aller Regel Gemeinden oder Wohnbaugenossenschaften. Für solche Stellen habeb sich Bezeichnungen wie «Fachstelle Gemeinschaftsentwicklung», «Wohn- und Siedlungsassistentin», «Leiterin Partizipation» oder «Siedlungs- und Quartierarbeit» eingebürgert. Im Forschungsbericht der FHS St. Gallen geht es darum, die Gelingensbedingungen für dieses neu entstehende Berufsfeld zu definieren.